

VORWORT

Die Familie Kneifel war zwischen 1405 und 1632 in Metz/Lothringen ansässig. Während des 30-jährigen Krieges (1618-1648) zog sie 1632 nach Poniec-Punitz, wo sie bis 1750 wohnten.

1632 spaltete sie sich in eine katholische und eine evangelische Linie. Ihre evangelisch gebliebenen Mitglieder verließen aus Glaubensgründen Schlesien, und sie wanderten mit vielen anderen Glaubensflüchtlingen, den Exulanten, nach Großpolen (Wielkopolska), wo sie bei polnischen Großgrundbesitzern und Adligen arbeiteten. Sie wohnten in Dörfern und Städten und hatten die Möglichkeit, ihren evangelischen Glauben zu praktizieren. Die katholischen Kneifels siedelten insbesondere im Sudetenland und im Riesengebirge (Tschechien).

Teil I beschäftigt sich vor allem mit kuriosen, humorvoll geschilderten Einzelschicksalen und Begebenheiten in Rosterschütz (Wladyslawow), die den Verlauf der Geschichte auf lesbare Art und Weise illustrieren. In Teil II befasst sich der Autor mit dem unfreien Polen und in Teil III mit der Periode der Katastrophen, des 20. Jahrhunderts Die Trilogie umfasst sehr unterschiedliche Facetten. Sie beschreibt das Wirken von Pastor Bartsch in Rosterschütz (Wladyslawow), den Aufstieg und Fall der Grafen von Gurowski ebenso wie die Situation der leibeigenen Bauern im Osten. Die polnische Unabhängigkeitsbewegung unter dem Nationalhelden Jozef Pilsudski, der Verlauf und die Hintergründe der russischen Revolution, die Geschichte der beiden Weltkriege sowie zentrale Aspekte der Nachkriegspolitik werden detailliert und jeweils im historischen Kontext geschildert.

Wladyslawow (Rosterschütz) wurde 1727 vom Kulmer Kastellan Jan Wladyslaw Kretkowski gegründet und erhielt vom sächsischen Kurfürsten und polnischen König August II. das Stadtprivileg. Auf den Ländereien des Gutes Russocice bekam die Stadt ihren Namen vom zweiten Namen ihres Gründers, Jan Wladyslaw Kretkowski. Russocice ist das

Nachbardorf von Wladyslawow. Wladyslawow war ursprünglich ein deutsches Dorf. Erst im 19. Jahrhundert zogen in den Ort Polen und Juden. Seine deutsche Bezeichnung „Rosterschütz“ war eine lautliche Verdeutschung der Gemarkung „Russocice“.

Der Heimatforscher Dr. Oskar Kossmann bezeichnete Wladyslawow als eine Stadt der Zünfte und der Zechtage. Schon am 11. Januar 1738 wurde hier die Zunft der Züchner, Parchner und Leinweber organisiert. Das Tuchmachergewerbe soll bereits im Jahre 1730 ansässig gewesen sein. Außerdem waren in Wladyslawow noch etwa ein Dutzend anderer Zünfte vorhanden, wie der Gerber, Windmüller, Schlosser, Wagner, Bäcker Schreiner und Drechsler.

Um 1728 ging die Stadt mit den anliegenden Gütern in den Besitz des Grundherren, des Grafen Melchior Hieronymus Gurowa-Gurowski, Kastellan von Gnesen, Starost von Kolo usw. über. Die Deutschen nannten ihn einfach „Graf Berg“ und hatten zu ihm und seinen Güterverwaltern ein gutes Einvernehmen. Seit 1747 bestand in Wladyslawow eine deutsche Schule, die ihre Pforten erst zu neupolnischer Zeit schloss. Die Bürgermeister der Stadt waren von 1727 bis 1879/81 deutscher Nationalität (Schubert, Ketterling, Pauler, Mücke-Mike u.a.) Das Rathaus, ein langgestrecktes und geräumiges Gebäude, lag inmitten des ziemlich großen sandigen Marktplatzes. 1870/71 verwandelten die russischen Behörden die Stadt in eine „osada“, in einen Marktflecken um.

Zwischen 1750 und 1945 war der Stammsitz der evangelischen Kneifel-Linie in Rosterschütz (Wladyslawow). Zwischen 1914-1917 war mein Großvater Bürgermeister der Stadt Wladyslawow (Rosterschütz). Den Aufzeichnungen meines Vaters zufolge wurden zwischen 1750 und 1945 insgesamt 60 Angehörige der Kneifel-Familie in Wladyslawow geboren und 56 Kneifels auf dem evangelischen Friedhof bestattet. Ihre Namen habe ich im Kapitel über den Wladyslawer Friedhof aufgeführt (Kneifel, Johannes: Chronik der Familien Kneifel, Krieg und Stenzel, München 2014).

Die Ablehnung des Chausseebaues durch den Grafen Gurowski fügte der weiteren wirtschaftlichen Entwicklung von Rosterschütz (Wladyslawow) einen schweren Schaden zu. Trotzdem blieb die Familie Kneifel ihrem neuen Heimatort treu und verbunden. Ein Dreifaches prägte ihre Haltung und Beharrlichkeit: das Bewusstsein, Exulanten des Glaubens zu sein, woraus ihre religiös-kirchliche Aktivität resultierte, das Treueverhältnis gegenüber der Tradition und Sprache ihrer deutschen Väter, der Wille, der neuen Wahlheimat positiv und loyal zu dienen, ohne jedoch ihre Eigenheit von 1632 bis 1945, mithin über 300 Jahre, aufzugeben. In der Kette ihrer Väter und Ahnen wollten die Kneifelschlichte, nützliche und verantwortungsvolle Menschen sein, nicht mehr und auch nicht weniger.“

Beim vorliegenden Werk meines verstorbenen Vaters handelt es sich um eine lebendige und vielschichtige Beschreibung historischer Zusammenhänge mit Schwerpunkt Polen in der Zeit vom 18. Jahrhundert bis zu seinem Tode im Jahre 1993.

Teil I beschäftigt sich vor allem mit kuriosen, humorvoll geschilderten Einzelschicksalen und Begebenheiten in Rosterschütz (Wladyslawow), die den Verlauf der Geschichte auf lesbare Art und Weise illustrieren. In Teil II befasst sich mein Vater mit dem unfreien Polen und in Teil III befasst sich der mit der Periode der Katastrophen des 20. Jahrhunderts. Die Trilogie umfasst sehr unterschiedliche Facetten. Sie beschreibt das Wirken von Pastor Bartsch in Rosterschütz (Wladyslawow), den Aufstieg und Fall der Grafen von Gurowski ebenso wie die Situation der leibeigenen Bauern im Osten. Die polnische Unabhängigkeitsbewegung unter dem Nationalhelden Jozef Pilsudski, der Verlauf und die Hintergründe der russischen Revolution, die Geschichte der beiden Weltkriege sowie zentrale Aspekte der Nachkriegspolitik werden detailliert und jeweils im historischen Kontext geschildert.

Am 14. November 1896 wurde mein Vater Eduard Kneifel in Rosterschütz (Wladyslawow) als Sohn des Eduard Kneifel und dessen Ehefrau Ottilie geb. Trenkler geboren. Er besuchte die deutsch-evangelische Grundschule in seiner Heimatstadt, anschließend das Gymnasium in

Kalisch. Von 1919 bis 1923 studierte Eduard Theologie in Leipzig und Rostock. Im Juli 1923 bestand er in Leipzig das theologische Abschluss-examen.

Am 28. Juli 1927 heiratete er die Guts- und Ziegeleibesitzerstochter Johanna Helene Stenzel in Kalisch.

Nach seiner Vikariatszeit wählte ihn am 28. Dezember 1924 die evangelisch-lutherische Gemeinde in Löwenstadt (Brzeziny) zu ihrem Pfarrer, wo er von 1925 bis 1939 wirkte.

Die Kirchengemeinde in Löwenstadt (Brzeziny) zählte 5.500 Seelen in 96 eingepfarrten Ortschaften, 10 Predigtplätzen und hatte einen Durchmesser von 35 km (von Glowno bis Albertow). Pastor Kneifel war viel mit Pferd und Wagen unterwegs, sei es zu Gottesdiensten oder Amtshandlungen, sei es auch zu Kranken oder Sterbenden.

Außerdem stand Pastor Kneifel nicht nur auf der Kanzel, sondern auch unter der Kanzel, mitten unter seinen Gemeindemitgliedern mit all ihren Anliegen und Problemen, Sorgen und Nöten. Um ihnen wirtschaftlich zu helfen und sie finanziell zu stärken, gründete er in den Jahren 1925-1936 die deutsche Volksbank in Löwenstadt (Brzeziny) und die Filialbank und Warengenossenschaft in Koluszki. Alle drei Institutionen entwickelten sich gut, weil man zu den Verantwortlichen volles Vertrauen hatte.

Auf Vorschlag von Bischof Prof. Dr. Edmund Bursche wurde Pastor Kneifel als einziger Deutscher in Polen von 1929 bis 1939 Mitglied der Polnischen Historischen Gesellschaft in Warschau und dem Verein zur Erforschung der Reformationsgeschichte Polens.

Im Jahre 1937 wählten die polnischen und deutschen Pfarrer der Augsburgischen Kirche ihre geistlichen Vertreter zur Warschauer Synode. Von polnischer Seite wurden acht Pastoren gewählt, von deutscher Seite sieben Pastoren. Deutscherseits wurde Pastor Eduard Kneifel Löwenstadt (Brzeziny) in das Gremium gewählt.

Ab 1939 – 1945 war Eduard Kneifel Pastor in Tomaszów Mazowiecki und Superintendent der Petrikauer Diözese.

Über seine Erfahrungen und Erlebnisse mit den Nationalsozialisten berichtete er Folgendes: 1942 erschien bei ihm ein volksdeutscher Polizist und teilte ihm vertraulich mit, er habe von der Nationalsozialistischen Partei den Auftrag erhalten, seine Predigten allsonntäglich zu überwachen. Man suche – so äußerte er sich – nach Beweisen, um ihn zu verhaften. Nach einer Beerdigung auf dem Görnauer (Zgierz) Friedhof drohte ihm 1942 ein Obersturmbannführer aus Lodz mit Verhaftung und dem Dachauer Konzentrationslager. Die anwesenden Gemeindeglieder nahmen Pastor Kneifel in Schutz. 1943 verhörte ihn wiederholt die Lodzer Gestapo. Ihm wurde vorgeworfen, in einem Artikel in „Weg und Ziel“ vom 31. Oktober 1936 die Nationalsozialistische Partei angegriffen und diffamiert zu haben.

Pastor Kneifel konnte die Beschuldigungen dadurch entkräften, indem er den betreffenden Zeitungsartikel vorlegte, der weder einen Angriff noch eine Diffamierung der NSDAP beinhaltete. Am Tage nach seiner Flucht aus Görnau (Zgierz), am 17. Januar 1945, forderte man ihn auf, sich zum Volkssturm zu melden. Er erwiderte dem Militärangehörigen, dass Pfarrer zum Volkssturm nicht eingezogen werden konnten. Als die russischen Truppen sich Görnau (Zgierz) näherten, war der Oberste Parteigenosse der NSDAP der Stadt Görnau (Zgierz) einer der ersten, der die Stadt verließ.

Ende 1944 verließ meine Mutter mit ihren kleinen Kindern Edmund, Paul und Johannes unsere Heimat.

Die Flucht meines Vaters aus Görnau (Zgierz) am 17. Januar 1945 um 21:00 Uhr war, wie er sagte, buchstäblich ein „Wettrennen mit dem Tod“. Er fuhr in Todesangst zu seinen Schwiegereltern nach Kalisch (Adolf Stenzel und Otilie, geb. Krieg), um mit ihnen gemeinsam mit Pferd und Wagen zu flüchten. Der älteste Sohn wurde mit 16 Jahren als Hitlerjunge in die Wehrmacht eingezogen. Der 15-jährige Sohn Eduard besuchte eine Marineschule in Danzig, um Marinesoldat zu werden. Beide Söhne überlebten.

Im Mai 1947 trat Pastor Kneifel in den Dienst der Evangelisch-lutherischen Kirche Hannovers ein. Er war Pastor in folgenden Gemeinden:

- Edemissen bei Peine von 1947 bis Ende 1948
- Arle in Ostfriesland von 1949 bis zum Frühjahr 1950
- Gifhorn von 1950 bis 1953
- Marschacht 1953 bis 1964

Mein Vater befasste sich zeitlebens mit seiner Heimatkirche, der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen. Am 30. November 1956 promovierte er an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Hamburg bei Prof. Dr. Kurt-Dietrich Schmidt mit einer Dissertation über die Evangelisch-Augsburgische Kirche in Polen von 1518-1939.

In Würdigung seiner kirchengeschichtlichen Arbeiten wurde Pastor Kneifel im Jahre 1968 das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

Als Ruheständler wohnte Pastor Kneifel von 1964 bis 1969 in Eging, Kreis Vilshofen und ab August 1969 bis zu seinem Ableben am 9. März 1993 in Vierkirchen bei München.

Da mein Vater gegen Ende seines Lebens erblindete, war er nicht mehr in der Lage, sein Werk zu veröffentlichen. Es ist mir ein sehr großes Anliegen mit der vorliegenden Veröffentlichung diesen tiefen Wunsch meines Vaters zu erfüllen.

Die Liste seiner Veröffentlichungen finden Sie auf den Seiten 474 bis 480.

Johannes Kneifel



*Die sogenannte „Kneifelkirche“ in Rösterschütz (Wladyslawow) 1982,
heute Kulturhaus der Stadt*



*Dr. Eduard Kneifel am Ortseingang von Rösterschütz (Wladyslawow)
im Jahre 1973*



Oben: Dr. Eduard Kneifel am Grab seiner Eltern auf dem Friedhof in Rosterschütz (Wladyslawow) 1982



Wohnhaus der Familie Eduard & Ottlie Kneifel in Rosterschütz (Wladyslawow) seit 1790, im Vordergrund der Herausgeber Prof. Dr. Dr. Johannes Kneifel, aufgenommen im Jahre 2002

I. IM UNTERGEHENDEN POLEN

1. Pastor Karl Gottlieb Bartsch

Der Abend senkte sich auf das Städtchen Wladyslawow (1) – Rosterschütz (2) im Kalischer Lande hernieder. Seine Schatten hüllten die Häuser, die an dem viereckigen, langgestreckten, sandigen Marktplatz aneinandergereiht waren, in tiefes Dunkel. Hier und da drang aus den Fenstern spärliches, verglimmendes Licht, das in der Finsternis zerfloss. Irgendwo in der Nähe schlugen ein paarmal die Hunde an. Man hörte auch das stoßweise Knarren eines schnell dahinfahrenden Pferdewagens. Dann aber breitete sich eine unheimliche Stille aus, als wollte sie mit der Finsternis, die gleich einem Gewand auf dem Städtchen lag, wetteifern. Und doch trog der Schein. Im Eckhaus am Marktplatz und der Tulischkower Straße an seiner rechten Seite brannte in einem Zimmer trotz der späten Nachtstunde noch die Naphta-Lampe. Ihr Licht ergoss sich durch zwei Fenster in den dahinterliegenden Hof und versuchte vergeblich, den Gartenzaun zu erreichen. Es brach sich an der immer stärker heraufziehenden Nacht und ließ nur schwach die Konturen des Hofes und seiner Gebäude erkennen.

In dem mäßig erleuchteten Zimmer des Pfarrhauses saß an seinem Arbeitstisch der schon bejahrte, grauhaarige Pastor Karl Gottlieb Bartsch. Langsam und bedächtig blätterte er im ältesten Kirchenbuch der Verstorbenen seiner Rosterschützer Gemeinde. Er wirkte in ihr nicht nur auf der Kanzel und auch sonst, sondern vor allem unter der Kanzel, inmitten seiner Pfarrkinder mit allen ihren täglichen Sorgen und Nöten. Und was er da unter ihnen schaute und hörte, erlebte und mit erduldet, bestätigte ihm noch einmal mit knappen, dünnen Worten das Buch der Verstorbenen. Blatt um Blatt glitten an seinen Augen vorüber. Und in dem er die vielen Namen der Männer und Frauen las, die er persönlich gut kannte und denen er den letzten Dienst an Sarg und Grab erweisen durfte, traten sie alle noch einmal vor sein geistiges

Auge, als lebten und lebten sie von neuem. Sinnend und ihre Zeit, die in der Flut der Vergangenheit versank, als Ganzes betrachtend, verweilte er ein wenig länger bei mehreren Namen, die ihm so unendlich viel zu sagen hatten.

„Matthias Mielke“, hob er zu lesen an, wobei sich ein gewisser feierlicher Ton von selbst einstellte. Die Vergangenheit dieses Geschlechts erstand vor ihm, das nach Schlonsk an der Weichsel schon im Jahr 1605 eingewandert war. Während die meisten Mielkes dort sesshaft wurden, zog es ihn, den Matthias, in die Weite und Ferne. Und so kam er nach Rosterschütz, wo er in den Besitz einer Windmühle gelangte und zum Meister der Müllerzunft aufrückte. 12 Windmühlen, dicht am Städtchen in Richtung der Koniner Straße und des Gutes Chylin gelegen, in einem ungeformten Haufen verstreut, eine von der anderen einen knappen Steinwurf entfernt, reckten hoch ihre Flügel und warteten auf einen günstigen Wind, der sie in Bewegung setzen sollte. Und er, der Matthias, fühlte sich verantwortlich für alle Windmühlen, nicht nur für die eigene. Selbstbewusst und wortkarg, doch bieder und ehrlich, so gab er sich und so kannte man ihn. Nichts verabscheute er so sehr wie Heuchelei oder Tarnung, Wichtigtuerei oder falschen Zungenschlag. „Ein Mensch muss man sein“, pflegte er zu sagen, „ein rechtschaffener und wahrer Mensch.“ Und mit einem verschmitzten Lächeln fügte er jeweils noch hinzu: „Gott verlässt den Deutschen nicht, wenn er ein bisschen polnisch spricht.“

„Christoph Fibich“, fuhr Bartsch fort, seine Augen auf den Totenakt des Genannten richtend. „Fibich war der Vater der Rosterschützer Zünfte, vornehmlich aber des Tuchmachergewerbes. Im ganzen waren es über ein Dutzend Gewerbe, die dort bodenständig wurden. Und zwar die der Tuchmacher, Leineweber, Windmüller, Schuhmacher, Gerber, Schmiede, Schlosser, Tischler, Wagner, Bäcker, Fleischer, Töpfer und Glaser. Fibich erfüllte der Ehrgeiz, Rosterschütz, dem Städtchen der Zünfte und Zechtage schon im 18. Jahrhundert, neue Möglichkeiten des Aufstiegs zu erschließen (3). Hierin eiferte er dem Stifter des 1727 fundierten Wladyslawow (Rosterschütz) nach, dem

Kulmer Kastellan Jan Wlasylaw Kretkowski wie auch dem folgenden Besitzer und Gnesener Kastellan, dem Grafen Melchior Hieronymus Gurowa-Gurowski. Während Lodz und die anderen Orte seines späteren Industriebezirks entweder aus den engen Grenzen kleiner, unscheinbarer Marktflecken von Ackerbürgern und Handwerkern nicht hinausgewachsen oder überhaupt noch nicht gegründet waren, blühten in Rosterschütz fast ein Jahrhundert die „ehrbaren Zünfte“ und pulsierte der Rhythmus handwerklichen Könnens und Schaffens (4). Darüber freute sich Fibich mit allen übrigen Meistern. „Unser Rosterschütz“, sagte er, „wird eine große Zukunft haben, wenn wir uns durch Fleiß und Leistung ausweisen und bewähren. Sonst fallen wir kraft des harten Auslesegesetzes des Ostens nach unten.“

„Johann Friedrich Ketterling“, las Pastor Bartsch weiter. „Ketterling, angesehen und wohlhabend, besaß in Rosterschütz eine Lohgerberei, die sich mit allen anderen ähnlichen Betrieben im Kalischer Lande eines guten Rufes erfreute. Die Rosterschützer Juchten, ein feines und wasserdichtes Leder, waren weithin begehrt, nicht minder auch das Schlenleder, das der Volksmund rühmte, indem er es in Beziehung zu den Menschen setzte: „Sie sind zäh und hart wie das Rosterschützer Schlenleder.“ Ketterling, von den Stadtbewohnern auch zum Bürgermeister gewählt, charakterisierte sich selber und seine anderen Berufsgenossen mit dem markanten Ausspruch: „Wir Gerber bemühen uns, Qualitätswaren herzustellen. Nur so gewinnen und erhalten wir das Vertrauen. Das ist unsere Geschäftsbasis. Vertrauen ist wichtiger, ja weit mehr als Geld, Profit, Reichtum. Es ist eine Ehrensache schlechthin, die man ernstzunehmen hat.“ (5).

Beim weiteren Blättern im Kirchenbuch fiel Bartschens Blick auf den Namen „Gottfried Tulmann.“ Der stand der Schuhmacher-Zunft mit viel Geschick und Umsicht vor. Außerdem bekleidete er das Amt eines Vorstehers am evangelischen Bethaus. „Auf ihn“, murmelte der Pastor vor sich hin, „konnte man sich immer verlassen. Er war zur Stelle, wenn man ihn brauchte. Solche Menschen sterben leider viel zu früh, besonders dann, wenn sie von der typisch östlichen Krankheit, von der

Schwindsucht, dahingerafft werden. Wie fehlte er uns so manchmal, der gute Tulmann!“

Still, nach wie vor meditierend, stieß Bartsch auf den Totenakt des Tischlers Johann Schoepke. Als Schreiner hatte er einen guten Namen, ebenso als trinkfester Korn-, Bier- und Kegelbruder. Was wären die Zechtage, insbesondere der „blaue Montag“, ohne ihn gewesen oder die Kegelbahn ohne seine zielsichere Hand? Er war immer da, wie es im Polnischen so treffend heißt: „zum Tanz und Rosenkranz.“ Mit dem Heiraten hatte er es nicht eilig, bis er sich um die 30 in die hübsche Polin Marysia verguckte und sie ehelichte. Weil ja die Mütter ihre Kinder erziehen, so wurden seine Kinder durch die Marysia polnisch und katholisch. Er selbst blieb bis zu seinem Tode deutsch und evangelisch, obgleich es an Versuchen nicht fehlte, auch ihn „umzudrehen.“ Doch er „passte auf sich selbst auf“, wie er sich ausdrückte, fügte sich aber in bezug auf seine Kinder in das Unvermeidliche, weil doch nach seiner Meinung „von Polen alle Wege nach Rom führen.“ Für Bartsch war Schoepke oder Siepka, wie ihn die Polen nannten, mehr als nur ein Einzelfall. Er sah in der Polonisierung und der Katholisierung der eingewanderten Deutschen – ob im frühen oder späteren Mittelalter oder hernach in der Neuzeit in den Städten Warschau, Lublin, Lodz und noch anderen Orten – nur die Bestätigung der jahrhundertlangen erhärteten Tatsache: „In Polen ist für Nichtkatholiken, Deutsche, Juden und andere nichts zu holen.“ Symbolisch trat dies in einem an einprägsamer Kraft und Eindringlichkeit bildhaften, unnachahmlichen Vorgang zutage. Superintendent i. R. Karl Harhausen in Schildberg bei Posen, ein mit der Gabe des Sehers begnadeter und belasteter Mann, umarmte 1917 bei einer Verabschiedung Adolf Eichler, den Vorsitzenden der deutschen Volksgruppe vor und während des Ersten Weltkrieges in Kongresspolen, und sagte, er sehe in die Zukunft und wisse, dass alle deutschen Bestrebungen im polnischen Raum zeitbedingt und vergeblich seien, gleichwie die früheren deutschen Kolonisationen in Polen (6).

Mit dem Schicksal des Evangeliums und der deutschen Siedlungsströme im polnischen Osten in der Person Schoepkes konfrontiert, fand

Bartsch darauf den Totenakt der „Muhme (Tante) Schön.“ Sie war ein Original von Osterschütz, eine lebendige Chronik des Städtchens und seiner Bewohner, eine personifizierte Zeitung, „Die Rosterschützer Neuesten Nachrichten“, in der man aus den Häusern und Familien, aus der näheren und weiteren Umgegend alles lesen und erfahren konnte. In den fast einhundert deutschen Häusern ging sie aus und ein, mindestens einmal im Monat. Besuchte sie aber irgendeine Familie nicht, dann fragte man besorgt: „Ist die Muhme Schön etwa krank oder verreist? „So wie der Dunghaufen zu einem Bauernhof gehört oder der Kettenhund zur Bude, die er umbellt, oder der Hahn zum Hühnervolk, so gehörte auch Muhme Schön zu den Ihrigen. Je älter sie aber wurde, desto gewichtiger und lebensnäher gestaltete sie ihre „Rosterschützer Neuesten Nachrichten.“ Sie erzählte und berichtete wie immer über alle Familien- und Tagesneuigkeiten, sie musterte prüfenden Blickes weiter den normalen oder anormalen Leibesumfang bei den verheirateten Frauen und ledigen Mädchen, sie ließ in gewohnter Weise ihre Augen in die fremden Stuben, Töpfe und Börsen laufen. Aber sie redete jetzt, innerlich gereift und abgeklärt, über das Alltägliche und Menschliche hinaus aus der Fülle ihrer Erkenntnisse und Erfahrungen artikuliert und pointiert (7).

Den Raffern und Geldgierigen hielt sie kalt und schonungslos vor: „Je mehr er hat, je mehr er will, nie ruhen seine Hände still.“

Den Eheleuten sagte sie zwar derb, doch gütig: „Wohl gibt es keine Ehe ohne Klagen und Wehe, aber in der Liebe geht es besser ohne Hiebe.“

Die Oberflächlichen und Leichtsinigen mahnte sie: „Leben aus der Hand kann nur ein Wurm im Sand. Wer aber die Tiefe sucht und findet sie in Gott, der hat was Festes trotz Hohn und Spott.“

Die Altersschwachen und Lebensmüden tröstete sie: „Einen Tod muss jeder sterben, ob er hat oder nicht hat lachende Erben. Wenn du aber stirbst, nimm in deinen Tod hinein ein gläubiges Herz, dann kannst du zufrieden sein. Denn wo wirklicher Glaube, da ist auch echtes Leben, das nicht stirbt, weil es Gott selber gegeben.“

Als Muhme Schön starb und in ihrem einfachen Sarge lag – daran erinnerte sich Bartsch lebhaft – nahm ganz Rosterschütz in aufrichtiger Trauer Abschied von ihr. „Nein“, bekannten übereinstimmend die Erschienenen, „schaut doch das liebliche, leuchtende Antlitz der Toten an! So kann man nur im Glauben verscheiden, zu neuen Ufern aufbrechen, zu Gott heimgehen.“

Beim Weiterblättern im Kirchenbuch fand Bartsch ein loses weißes Blatt mit dem Vor- und Familiennamen „Tobias Bauch“ (8). Der war kein Unbekannter. Über ihn hörte er viel von den alten Rosterschützern. Bauch war anfänglich Schreiber im Rathaus und daneben auch Vorleser im evangelischen Gottesdienst, hernach Prediger in Neudorf am Bug und zuletzt in Lublin. Klein von Wuchs, breitschultrig, mit einem klobigen Kopf, in dem zwei große Augen mit einer fetten Nase, schwülstigen Lippen und zwei hervorguckenden Ohren steckten, präsentierte er sich äußerlich nicht sonderlich vorteilhaft. Dabei schob sich sein Bauch ziemlich kräftig nach vorn, worüber man spöttelte und lachte: „Herr Bauch hat einen dicken Bauch.“ Dies ärgerte ihn freilich sehr, auch später, als ihn, den Parteigänger der Sielcer Union zwischen den Lutheranern und den Reformierten in Polen im Jahre 1777, Alexander Stanislaw Graf von der Goltz, der Schirmherr der Protestanten im Lande, als den „Bauch“ charakterisierte. „Da geht der Bauch mit seinem Bauch.“ Der so öffentlich Verspottete, ja boshaft Blamierte – die Lacher hatte Graf von der Goltz natürlich auf seiner Seite – hätte vor Wut wie ein Hund heulen mögen. Aber das brachte er doch nicht fertig!

Bartsch legte das Kirchenbuch der Verstorbenen beiseite. Die Namen der Toten, die er las und deren erfülltes und nunmehr vollendetes Leben so viel Tatkraft und Einsatz mit all den menschlichen Schwächen und Unzulänglichkeiten beinhaltete, verhallten und mit ihnen in kurzer Rückschau noch einmal ihre Zeit. Neue Generationen drängten nach und mit ihnen eine Fülle von Aufgaben und Problemen, die der Lösung gebieterisch harrten. Wird man sie – so fragte sich Bartsch – in ihrer

Dringlichkeit und Härte erkennen, entschlossen und sachgerecht erledigen oder an den Schwierigkeiten scheitern?

Die „Rosterschützer Sorgen“ nahmen dem Pastor die innere Gelassenheit und Sicherheit. Sie begleiteten ihn bei Tag und Nacht und belasteten schwer sein Leben. Schon seit langem gewann er einen tiefen Einblick in die verworrenen und trüben Verhältnisse seiner Eingepfarrten. Die inneren Streitigkeiten der Zünfte, das ungeordnete Verhältnis zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die Konkurrenz der „Störer“ oder „Sudler“, das Vordringen der Gewerbefreiheit, der stockende Warenabsatz, die katastrophalen, unpassierbaren Wege – alles das waren Alarmsignale des sich abzeichnenden Verfalls. Angesichts solcher Notlage konnte er sich nicht so verhalten als wäre alles in bester Ordnung, als bedurfte es keiner sofortigen Maßnahmen, keiner neuen Initiativen und Entschlüsse. Nichtstun oder Resignation wäre da der sicherste Untergang. Das Leben in Rosterschütz wurde so problematisch und fragwürdig, dass eine so prosaische Sache wie der menschliche Schlaf nicht mehr etwas Normales und Selbstverständliches sein konnte.

Bartsch stemmte sich mit seinen Ellbogen auf den Arbeitstisch und bedeckte sein Gesicht mit den Handflächen seiner Hände. „Nur nichts sehen, nichts hören, nichts denken!“ Lange verharrte er in dieser spontanen, halbawachen Situation, aus der ihn die Stimme seiner Frau, seines „Milchen“, wie er seine Amalie in Koseform nannte, herausrief. Er ließ seine Hände schwer auf den Tisch fallen, erhob sein Gesicht und erblickte im Türrahmen seine Frau im Nachthemd, mit aufgelöstem Haar und bloßen Füßen. „Karl, was ist denn mit dir?“ sprach sie beschwörend zu ihm. „Es ist schon drei Uhr nachts und du gönnst dir immer noch keine Ruhe?“ Mechanisch stand er auf und folgte seiner Gattin ins Schlafgemach. Doch konnte er, so abgespannt und müde er auch gewesen war, stundenlang nicht einschlafen. Und so wälzte er sich in seinem Bett von einer Seite auf die andere und freute sich, dass wenigstens sein „Milchen“ neben ihm schlief und schnarchte. Leise verließ er sein Bett

und ging im Zimmer still auf und ab, um seine Glieder ein wenig zu bewegen und sie, wie er hoffte, schlaftrunken zu machen.

Bartsch trat ans Fenster. Wie verwunderte er sich, als er in dem schräg gegenüberliegenden Hause des Schusters Otto Janke einen fahlen Lichtschein bemerkte. „Die schwächliche, leidende Frau Janke“, dachte er, „ist wohl nachts erkrankt, und da holte man zu ihr den Arzt Dr. von Maßburg“ (9). Der Pastor wäre bestimmt erstaunt gewesen, wenn er gewusst hätte, warum ein flackernder Schein die Wohnung seines Nachbarn erhellte. Nach seiner Rückkehr von der „fröhlichen Kegelbahn“ zündete Otto Janke die Naphta-Lampe an. Er störte dadurch, vom Rausch noch benommen, die Nachtruhe seiner Emma. Die, bald aufgewacht und darüber missmutig, redete ihren Otto vorwurfsvoll an:

„So spät kommst du nach Hause? O, ihr Bier- und Kegelbrüder!“

„Es ist schon gut, Emma“, erwiderte er, „ich bin ja doch bei dir.“ Er kroch in ihr warmes Bett. „Aber Otto“, mahnte sie ihn, „sei nicht unvernünftig. Du willst wohl noch ein Kind! 14 Kinder hatten wir in unserer Ehe und alle starben kurz nach ihrer Geburt.“

„Aber Emma“, unterbrach er sie, „vielleicht haben wir Glück beim 15. Kinde. Oft sind die Spätlinge besser und klüger als die Erstgeborenen.“

Janke hatte auch diesmal kein Glück. Wohl meldete sich rechtzeitig das 15. Kind an, ein Bub, der aber nach wenigen Tagen sein junges Leben aushauchte.

„Nein, der armen, kranken Frau Janke“, spann Bartsch seinen Gedankenfaden weiter, „wie mag es ihr nur gehen? Hoffentlich bessert sich bald ihr Zustand. Ich muss sie in den nächsten Tagen besuchen.“ Er entfernte sich vom Fenster und ging zu seinem Bett. Erst am frühen Morgen übermannte ihn die Müdigkeit, so dass ihn ein tiefer, kräftiger Schlaf umfing. Als er die Augen öffnete, grüßte ihn heller, strahlender Sonnenschein. Mit dem neuen Tage aber, so sehr er sich auf ihn auch freute und für jede Spanne Lebens dankbar war, umgeisterten ihn die alten, quälenden Probleme, auf die er keine bündige, klare Antwort